

Rezensionen = Comptes rendus = Reviews

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen
Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société
Suisse-Asie**

Band (Jahr): **68 (2014)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen – Comptes rendus – Reviews

Foljanty-Jost, Gesine / Hüstebeck, Momoyo (Hrsg.): *Bürger und Staat in Japan*.
Halle-Wittenberg: Universitätsverlag, 2013, 280 S., ISBN 978-3-86977-064-2.

Der von Gesine Foljanty-Jost und Momoyo Hüstebeck in der Reihe *Schriften des Zentrums für Interdisziplinäre Regionalstudien* herausgegebene Band ist ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der Zivilgesellschaft und der Öffentlichkeit in Japan. Die Beiträge des Bandes sind das Ergebnis von Vorträgen und Diskussionen, die zum Thema „Bürger und Staat“ im Rahmen des Internationalen Graduiertenkollegs „Formenwandel der Bürgergesellschaft“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg stattgefunden haben. Leser erhalten nicht nur einen profunden Überblick über spezifische Eigenschaften der gegenwärtigen japanischen Zivilgesellschaft, sondern können auch gut nachvollziehen, wie sich eine Konzeption von Zivilgesellschaft in Japan historisch entwickelt hat.

Die Herausgeberinnen betonen in ihrer Einleitung, dass der Sammelband nicht auf normativen Erwartungen an eine Zivilgesellschaft besteht. Im Zuge solcher Erwartungen könnte man annehmen, dass die japanische Zivilgesellschaft sich erst in den 1990er Jahren herausgebildet und insbesondere vor 1945 nicht existiert hat, wie sozialwissenschaftliche Untersuchungen der japanischen Zivilgesellschaft mehrheitlich annehmen. Stattdessen soll im Band der Frage nachgegangen werden, wie sich das Verhältnis zwischen Bürgern und Staat in Japan sowohl während der Vor- als auch Nachkriegszeit konstituiert hat und immer noch konstituiert. Dieses Verhältnis war bzw. ist bisweilen von undemokratischer, autoritärer Macht geprägt, aber es wäre ein Fehler, die japanische Zivilgesellschaft allein deswegen als im Vergleich zu anderen Ländern schwach zu bezeichnen.

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich hauptsächlich mit der konzeptionellen Frage nach der japanischen Zivilgesellschaft. Hier steht insbesondere eine Untersuchung der Entwicklung bzw. der Akzeptanz der Begriffe „Zivilgesellschaft“ und „Öffentlichkeit“ in der Vor- und Nachkriegsgeschichte Japans im Mittelpunkt. Dabei wird ein weiterer Bogen geschlagen: Behandelt wird die Restauration während der Meiji-Zeit (1868–1912), die erste Sozialbewegung für demokratische Reformen während der Taishō-Zeit (1912–1926), der Nationalismus und hiermit zusammenhängend das Tenno-Konzept während der Kriegszeit (1931–1945) sowie die Debatte über Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit während der Nachkriegszeit unter dem Einfluss von Jürgen Habermas oder marxistischer Autoren. Die verschiedenen Autoren kommen dabei zu durchaus unterschiedlichen Ergebnissen.

Zunächst gibt Naoshi Yamawaki einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung der Demokratie in Japan von der Zeit der Meiji-Restauration bis heute, um einige Bemerkungen über die Konzeptionalisierung von Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit in Japan und Deutschland anzuschliessen. Dabei weist er auch auf den Einfluss von Hegel, Marx, Habermas und weiteren Autoren hin. Der Autor ist für seinen an Habermas angelehnten Ansatz einer *public philosophy* bekannt, der auch in diesem Beitrag erkennbar ist. Wegen der damit verbundenen normativen Erwartungen kommt Yamawaki zu dem Ergebnis, dass die japanische Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit als „unreif“ und „zu schwach“ zu bewerten sind. Hiroshi Mitani thematisiert aus einer historischen Perspektive die Formierung der Öffentlichkeit von der Meiji-Restauration bis zum Ende der Kriegszeit. Dies ermöglicht es ihm, auf einige Themen hinzuweisen, die bei komparativen Studien zur Entwicklung der Öffentlichkeit in verschiedenen Ländern beachtet werden sollten. Mitani beurteilt den Wandel der Öffentlichkeit während der Kriegszeit als ein „Scheitern“. Er beschreibt aber interessanterweise, wie der öffentliche Diskurs zu dieser Zeit in einer (zum Teil freiwilligen) Zusammenarbeit zwischen Regierung, Massenmedien und Religionen (u.a. shintōistische Gruppen) stattgefunden hat, obwohl sich die inhaltliche Vielfalt der Diskurse vor dem Hintergrund der nationalistischen Gewaltausübung verringert hat. Shunsuke Murakami stellt die Bildung der Konzeption von Zivilgesellschaft aus einer ökonomischen Perspektive vor. Zentral ist dabei die Frage nach der Akzeptanz der Theorien von Adam Smith, Karl Marx und weiteren Autoren, in denen die Spannung zwischen Gemeinschaftsnutzen und Eigennutz diskutiert wird. Es ist bemerkenswert, dass Murakami die konzeptionelle Trennung von Zivilgesellschaft und Marktwirtschaft, die sich auch in Japan zu einem definitorischen Standard entwickelt hat, nicht nur marxistischen Autoren, sondern auch Habermas zuschreibt und eine Idealisierung der Zivilgesellschaft in Frage stellt – hier findet sich ein Kontrast zu den Ausführungen von Yamawaki. Maik Hendrik Sprotte versucht in seinem ambitionierten Beitrag, eine spezifisch japanische Konzeption von Zivilgesellschaft zu rekonstruieren, jenseits von normativ überhöhten Konzeptionen, nach denen die Zivilgesellschaft als gewaltfrei und unabhängig vom Staat verstanden wird. Sprotte sieht die Kriegszeit nicht als „Verhinderungsgeschichte“ der Zivilgesellschaft, sondern lediglich als „Verengungsgeschichte“. Wichtig und erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang auch seine Hinweise auf den konfuzianistischen Familismus, der einen Zweiklang von Privatheit und Öffentlichkeit in Japan verunmöglicht hat, sowie auf die Öffentlichkeit während der Kriegszeit, die Sprotte – anders als Mitani – trotz herrschender Zensur als lebendig und vielfältig bezeichnet. Hideo Hiramatsu konzentriert sich auf ein Fallbeispiel zivilgesellschaftlichen Engagements vor dem Krieg, nämlich das *hōmen-iin* System für Armenpflege, das 1918 installiert wurde und das durch eine Selbständigkeit der

involvierten Akteure und die Vorstellung einer „Hilfe zur Selbsthilfe“ geprägt ist. Im Vergleich zum *chōnaikai* System der lokalen Selbstverwaltung war das *hōmen-iin* System liberaler und individualistischer, weswegen die Zentralbehörden während der Kriegszeit seine Abschaffung diskutierten.

Die Beiträge des zweiten Teils des Bandes beschäftigen sich eher mit dem strukturellen Wandel der heutigen Zivilgesellschaft. Dabei kommt insbesondere die Reform der japanischen Zivilgesellschaft durch das sogenannte NPO (Non-Profit-Organisationen)-Gesetz in den Blick, das aus dem Anlass der ehrenamtlichen Hilfe nach dem Kōbe-Erdbeben im Jahre 1995 erlassen wurde.

Jörg Kruth fragt in einer kommunitaristischen Perspektive nach den kulturell spezifischen Eigenschaften der japanischen Zivilgesellschaft. Durch eine beobachtende Teilnahme untersucht er an einem Verein von NGOs in Westjapan (*Kansai NGO kyōgikai*) „ein ausgedehntes Freiwilligennetzwerk zwischen Kommunen und Bürgern“ (S. 160). Kruth zufolge entstand nach der Reform durch das genannte NPO-Gesetz 1998 nur eine ungenutzte Rechtsform (eine autorisierte, steuerbefreite NPO), während der Staat halbstaatliche Organisationen finanziell stark gefördert hat. Der Autor folgert, dass NPOs keineswegs eine Alternative gegenüber Staat und Wirtschaft darstellen. Michiko Mae behandelt zwei Fallbeispiele einer neuen Verbindung zwischen japanischer Öffentlichkeit und Privatheit: Erstens das Volkstribunal des *Violence Against Women in War-Network*, bei dem Kriegsverbrechen gegenüber den sogenannten Trostfrauen (*ianfu*) verurteilt wurden, und zweitens die *Seikatsusha*-Bewegung. Dabei handelt es sich um eine besondere Art von Verbraucherbewegung, deren (überwiegend weibliche) Teilnehmer sich „über das Private hinaus für eine alternative Lebensweise entscheiden“ und Vertreter/innen in das Tōkyōer Bezirksparlament entsenden (S. 186–187). Allerdings muss man wohl kritisch anmerken, dass man aus zwei Fallbeispielen, die fast nur auf Tōkyō bezogen sind, nicht leicht einen Wandel der gesamten japanischen Zivilgesellschaft ableiten kann. Karoline Haufe und Gesine Foljanty-Jost thematisieren Veränderungen der *Local Governance* in Japan, die sich unter dem Motto „von Government zu Governance“ in kommunalen Entscheidungsprozessen Japans vollziehen. Während sich dabei die Beteiligungsformen der zivilgesellschaftlichen Akteure an diesen Entscheidungsprozessen verändern – zu nennen sind beispielsweise *public comments*, Referenden oder Workshops –, ist Haufe und Foljanty-Jost zufolge immer noch ein beschränkter Zugang zur Beteiligung zu konstatieren. Susanne Brucksch untersucht die Kooperation zwischen Zivilgesellschaft und Privatwirtschaft im Umweltbereich. Ihr Fallbeispiel ist dabei die erfolgreiche Zusammenarbeit der NPO *Asaza*-Fund mit dem Konzern NEC, deren Ziel darin bestand, den Kasumigaura-See zu reinigen. Brucksch zufolge zeigen japanische Umweltorganisationen ein gewisses Potenzial für die Lösung von Umweltproblemen, haben allerdings in erster Linie die

Aufgabe, staatliche Massnahmen ergänzend zu begleiten. Abschliessend untersucht Gabriele Vogt Veränderungen im Bereich der *local citizenship* mit Blick auf die japanische Zuwanderungspolitik, die unter dem Motto „*tabunka kyōsei*“ (Zusammenleben verschiedener Kulturen) laufen. Vogt ist dabei der Meinung, dass zivilgesellschaftliche Akteure in diesem Bereich mehr leisten als eine bloss Implementierung staatlicher Politik: Sie beteiligen sich aktiv am *agenda setting*.

Durch den vorliegenden Band kann man nicht nur einen wichtigen Einblick in strukturelle Merkmale der gegenwärtigen japanischen Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit erhalten, sondern auch durch die Beiträge des ersten Teils die Entwicklung der konzeptionellen Frage nach einer spezifisch japanischen Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit nachvollziehen. Es ist für den Leser sicherlich vorteilhaft, sich über diese beiden Aspekte in einem Sammelband gleichzeitig informieren zu können.

Allerdings könnte sich auch nach der Lektüre die Frage stellen, wie die Herausbildung einer Konzeption von Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit in Japan, die im 19. Jahrhundert (Meiji-Restauration) begonnen hat, mit der gegenwärtigen Lage von Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit zusammenhängt. Eine Untersuchung, die sich diese Frage zum Thema setzt, wäre als zusätzlicher Beitrag lohnend gewesen, hätte er doch den ersten und den zweiten Teil des Sammelbandes verbinden können.

Darüber hinaus lässt der Band die grundsätzliche Frage nach der Definition von Zivilgesellschaft offen, die von zwei Autoren (Sprotte und Mae) erwähnt wird. So kann der Begriff der „Zivilgesellschaft“ mit Blick auf einen bestimmten gesellschaftlichen Bereich (den Bereich zwischen Staat und Privatwirtschaft) oder mit Blick auf Handlungen der Akteure (freiwillige und selbstständige Handlungen) definiert werden. Die meisten Ansätze des zweiten Teils legen nahe, dass eine Definition der Zivilgesellschaft mit Blick auf einen spezifischen Bereich nicht für die Situation in Japan geeignet ist, weil die japanische Zivilgesellschaft eng mit der staatlichen und kommunalen Verwaltung sowie dem Privatsektor verbunden ist (vgl. den Beitrag von Brucksch). Ob die japanische Zivilgesellschaft mit Blick auf spezifische Handlungsmerkmale der Akteure definiert werden kann, lässt sich durch die Beiträge des Bandes nicht vollständig beantworten. Daher wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Band auch die Frage nach der Definition untersucht hätte. So hätte ein wichtiger Beitrag bezüglich der Frage geleistet werden können, ob sich die europäische Definition von Zivilgesellschaft einfach auf Japan übertragen lässt.

Trotzdem bietet der Sammelband nicht nur Soziologen und Historikern, die sich mit Japan beschäftigen, einen Überblick über spezifische Eigenschaften der japanischen Zivilgesellschaft auf nationaler und lokaler Ebene. Eine lohnende Lektüre ist er auch für Wissenschaftler aus anderen Bereichen, die sich über die

normativen Erwartungen von europäischen Konzeptionen der Zivilgesellschaft hinaus für die Frage interessieren, wie Bürger bzw. zivilgesellschaftliche Akteure, Staat und Privatwirtschaft auf kulturell unterschiedlich geprägte Weise interagieren können.

Ayaka Löschke: UFSP Asien und Europa, Universität Zürich. E-mail: ayaka.loeschke@uzh.ch

Huber, Jörg / Zhao Chuan (eds.): *The Body at Stake. Experiments in Chinese Contemporary Art and Theatre*. Bielefeld: Transcript Verlag, 2013, 278 pp., ISBN 978-3-8376-2309-3.

In the manifesto which was included in the opening issue of the short-lived unofficial poetry journal, “The Lower Body”, poet and editor Shen Haobo made the following statement:

[. . .] *the time of language has come to an end, and the time of the awakened body has begun.*¹

This declaration, combined with the controversial naming of Shen’s poetic enterprise, offers but two glimpses into a broad variety of literary and artistic phenomena that have emerged on the horizon of Chinese culture in course of the political and economic transition that has taken place since the late 1970s.

The second collection of essays by the editorial duo, Jörg Huber and Zhao Chuan², aims at shedding light on the corporeal turn in the artistic production of contemporary China and Taiwan. Nineteen contemporary artists, theatre practitioners and theorists contributed to this volume. They delivered fresh and riveting insights into the vigorous art scene in the so-called region of “Greater China”. The two editors, besides the meticulous translation, the accuracy of which is highly praiseworthy, made an effort to offer a platform for the unmediated voices of protagonists whose artistic personalities were shaped mainly in Chinese educational institutions and by their own regional life experience. This aspect, which has resulted in the introduction of broadly unknown names and discussions to a Western audience, may be regarded as the primary contribution of this publication. Apart from mentioning works by several recognized artists of the older generation, such as Zhang Huan, the Gao Brothers or Yue Minjun, the collection mainly references texts by young artists like Lu Yang, who are currently making themselves known to an international audience. Concomitantly, in a rather exceptional and noteworthy appearance in the Western publishing market, the editors honor the vivid critical exchange of views on contemporary art in China and Taiwan. Their publication thus provides a valuable insight into the emerging discourse on body (and) art in Chinese language, which is normally rarely accessible to non-Chinese speakers.

1 Shen Haobo, “Xiabanshen Xiezuoj Fandui Shangbanshen (For Lower Body Writing and Against the Upper Body)”. *Xiabanshen* 1: 3; translated in: Crevel, Maghiel van: *Chinese Poetry in Times of Mind, Mayhem and Money*. Leiden/Boston: Brill, 2008, 317.

2 See Huber, Jörg / Zhao Chuan (eds.): *A New Thoughtfulness in Contemporary China. Critical Voices in Art and Aesthetics*. Bielefeld: Transcript, 2011.

Jörg Huber's preface, together with the two opening essays by Zhang Nian and Zhang Hong, define the historical departure point for the more specific "case studies" and reflections in the latter part of the publication. All three authors discuss the post-Mao body turn in its emancipatory dimensions, which have engendered an emergence of the concept of a privatized, irrational, desiring and incarnated individual who is no longer bound by previous ideological constraints. Saying farewell to the Maoist revolution with its markedly proletarian aesthetic has led to a growing intellectual interest in the body as a site open to re-signification and as suitable material to be implemented within artistic experiments. After a long period of revolutionary asceticism, characterized by a somatophobic approach, the body has been finally stripped of its revolutionary attire and recognized as a new subject for artistic production. Significantly, not only in visual arts but also in literary texts, the novel post-revolutionary take on changing social reality was often subsumed by this corporeal idiom.

According to the contributors in the introductory part of the volume, following the initial emancipation of the body from ideological constraints, the troublesome and paradoxical nature of the corporeal aesthetic has become increasingly visible. Subsequently, shortly after being freed from revolutionary puritanism, the body fell prey to the machinery of the globalized mass cultural production. The journey of the body in the latter half of the twentieth century may therefore be briefly summarized as a move from Mao to mayhem and money³. This uneasiness with the commercialization of body images, and of the art scene, seems to shine through several other contributions to this collection. Consequently, a certain sense of nostalgia for the creative "fever" which struck Mainland China in the 1980s and 1990s is visible, for example, in Lu Yinghua's introduction to the formation of the Chinese contemporary art scene. The current reality of artists trying to walk the narrow path between artistic innovation and commercialization through the global market, together with the ongoing material improvements in their living conditions, undoubtedly requires careful consideration in order to perceive it as an aspect apart from simple, and hastily depreciating financial success.

The texts immediately following the introduction belong to various genres. Perhaps influenced by the intention to reach a broader public than academia, the editors have included not only theoretical articles but also interviews with highly personal views on art and creativity. Instead of granting a panoramic overview of the entire Chinese art scene, these essays may rather be compared to a kaleido-

³ To paraphrase the title of Maghiel van Crevel's publication.

scope of snapshots, which mirror, even if sometimes fragmentarily, the current state of the arts.

There are numerous instances in this collection in which references in more than one text are made to a single artist or distinct creative undertaking. As a consequence, this strategy of assembling different texts on one topic, allows the reader to approach a single phenomenon from various perspectives.

The first example is delivered by two texts discussing the sculptures of Xiang Jing. In the first, art critic Gao Shiming inquires into her works from a theoretical perspective, while in the latter, the female artist introduces her personal views on art in an interview with the coeditor of the volume, Zhao Chuan. Not surprisingly, as often happens in case of female artists, gender becomes one of the most prominent topics of the interview. On one hand, the artist acknowledges that her work originates from a distinct female body experience; on the other, however, she voices uneasiness with being labeled a “woman” or “feminist” artist. This is yet another common thread that connects Xiang Jing’s opinions to statements by female artists Chen Lingyang and Lu Yang, which are also collected in this volume. They all show a certain anxiety towards being judged based on their gender and as a direct consequence, stereotyped as feminist artists. Their apprehension hints indirectly at the still complicated status of feminist thought in post-Maoist China. The enforcement of gender equality which once was one of the key revolutionary paroles has suffered since the 1990s under the revival of Neo-Confucian values, which seem conveniently to accompany a patriarchal backlash. In juxtaposition to the literary field in which a strong feminine voice has been gradually gaining importance since the late 1980s, and is additionally backed by recognized feminist critics feminism, within the art scene remains an ambivalent association.

The essay by Shanghai-based academic Gu Zheng reflects the role played by the body in contemporary Chinese photography. He shows with convincing analyses how the various images of the body reflect the ongoing social transformation, with its crucial features such as rapid urbanization, growing mobility and globalization. Consequently, the author speaks of the body as a “social landscape”. The close link between photography and performance explored by artists such as Ou Zhihang or Cheng Yao, leads Gu directly to elaborate on the body as medium of expression. He concludes by reassuring his readers that even in a post-revolutionary society, the body remains nothing if not political. There is a deeper purpose than an entry into art merely for scandal value and alleged marketability, as with its highly critical appearance the body still cherishes hope for social change.

The inquiry into body art as a form of critique facilitating a deeper reflection on contemporary social maladies may be seen as another overarching topic that

allows the reader to link the majority of the heterogeneous essays together. It is also of crucial importance for a substantial part of the volume, which is dedicated to theatre. This segment encompasses five contributions, of which the first two grant a glimpse behind the curtains of the theatre group “Grass Stage”, established in 2005 by one of the editors, Zhao Chuan. In his introduction Zhao first summarizes Chinese views on the role of the body as an object and the subject of art. After delivering a comprehensive historical overview, he explains how his own philosophy of the stage has been developed in a constant oscillation between Western and local traditions, to have finally taken form as a theatre group of non-professionals who on stage engage with social reality. Li Yinan observes in his essay that performers affiliated to Grass Stage use their bodies as weapons of social criticism. Both authors thematize the importance of translocal links for the emerging performance theatre art in East Asia. Apart from Grass Stage, there are also other independent theatre groups based in main cities in Mainland China which are often engaged in lively exchange and cooperation not only with partners in Greater China, but also among others in countries such as Japan, Korea, and India.

The latter three contributions in the section of the collection also stem from active artist and founders of performance groups. Li Ning traces his shifting interests in means of expression back to that which made him abandon sculpture for dance and performance. Li distances himself not only from Western discourses of the body, but, at the same time, from the often-quoted statement that China does not have its own sense of physicality. He brings up for discussion examples of traditional Chinese medicine, Qigong, martial arts or calligraphy, together with the Maoist revolutionary consciousness, as distinctly local and basic tools for the development of a postcolonial approach to corporeality. In this uncompromising search for new paths to conceptualizing the body, he is followed by his physical art collective with the telling name of “Physical Rebels”.

The co-founders of the Beijing-based independent performance group Living Dance Studio, Wen Hui and Wu Wenguang, focus in their texts on the body as inscribed by past events. Subsequently, in their performances, the body becomes an important medium of approaching and excavating former happenings by which it has been significantly marked. Not only individual, but also collective remembrance and forgetting are important fields of inquiry in the group’s theatrical works.

The next two essays, by Amy Cheng and Lin Chiwei, introduce the reader to performance art in Taiwan. In a similar tone to the theatre-centered essays, the authors discuss the body as a subversive site and an important medium of expressing social criticism. The first of these two essays opens with a historical overview which shows that it was not only in Mainland China that the body was

freed from political constraints in the 1980s. After the dissolution of Martial Law in Taiwan, social intervention and engagement through art gained in importance too. This concurrently facilitated the emergence of various discourses on body politics. Cheng and Lin, in their essays, search for a new and independent language with which to speak about the artist's role in society. They seek a language that would allow the local artistic productions to approach the problematic post-colonial setting on its own, independent terms.

The "Picture Essay" by Huber and Zhao opens the final part of the collection which includes interviews with artists from Mainland China. In this essay the editors briefly reflect upon the body images that they found particularly striking in the course of their research. Primarily, it makes clear that reproductions of art works do not only play an illustrative function in this publication, but that, on the contrary, they are as essential as texts. Secondly, the fragmentary and brainstorming nature of the exchange between the two editors underscores the fact that this volume does not represent an authoritative or ready-made set of opinions on contemporary art which is to be accepted by the readership. It is much more an opening of a forum for discussion, encompassing a broad range of relevant topics, stretching from individual works of art to the questioning of social responsibility of artists in the globalized, post-Cold War setting. No less significantly, this essay clarifies that the selection of artists and their works as they have been introduced in this collection is highly subjective and personal.

As has already been mentioned, in the final section of this volume the podium is given to younger artists from Mainland China. It includes conversations with Chen Lingyang, Jin Feng, and Cao Fei, together with personal reflections by Lu Yang and Yang Fudong and an interview with Yang Guang, the curator for the China's first ever art exhibition on gender difference. The "Difference – Gender" exhibition from the year 2009 was also the first in Mainland China to deal openly with the topic of homosexuality. In the opening stage of the interview, Yang Guang discusses works by Xi Yadie with Zheng Bo. The artist is a middle-aged man from the countryside who adopts the tradition of Chinese paper-cutting as an artistic medium to deal with his own homosexual life experience. This is one of the very few glimpses within this publication into a rural, non-middle class and a non-intellectual corporeality that leaves the problems of the middle class urban body culture aside. These are otherwise prominent in the works of the featured artists.

In the manifesto quoted in the opening passage of the review, Shen Haobo heralds the end of the era of language and the awakening of that of the body. Texts included in this collection reflect the tension between language and body in various ways. They all search for an appropriate language with which to represent the corporeal experience. Entanglements between these two concepts are playfully engendered by the simple juxtaposition of "body" and "text". Bodies of

texts, textuality of bodies, body language, and corporeal rhetoric reflect the rich theoretical background and the deepness of the conceptual layers, in which this field of enquiry is embedded. This volume focuses primarily on the creative practices and everyday struggle of artists trying to develop their own understanding and philosophy of the body. According to them, the body implies not only mortality or vulnerability, but also agency.

This rich and thought-provoking publication introduces Western audiences to contemporary artworks of promising artists and topical theoretical discussions led by theorists from Mainland China and Taiwan. Its focus is the treatment of the body in the context of visual culture. The intense engagement with the topic of corporeality may be easily appreciated within the theoretical frame of a farewell to the revolutionary aesthetic which is outlined in the first two essays of this volume. As this collection seems to be intended to reach a broader public, the inclusion of more detailed background information (historical dates, a timetable or a glossary) would have been advantageous as orientation points for lay readers. Experts with sinological training may, on the other hand, be disappointed by the lack of Chinese characters and apparent mistakes and inconsistencies in the pinyin transcription. Nonetheless, for patient and careful readers this collection of textual and visual materials will not only provide an inspiring and refreshing insight into contemporary Chinese art but also an invitation to rethink and reposition artistic production in a globalized world.

Justyna Jaguścik: Sinologie, Asien-Orient-Institut, Universität Zürich.
E-mail: justyna.jaguscik@aoi.uzh.ch

Karatani, Kōjin: *Auf der Suche nach der Weltrepublik*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2012 (Leipziger Ostasien-Studien, 16), 254 S., ISBN 978-3-86583-738-7.

Diese neu erschienene Übersetzung baut auf eine „kompakte, einführende Zusammenfassung“ von Karatanis Monumentalwerk *Die Struktur der Weltgeschichte* (*Sekaishi no kōzō*, 2010) auf, die in Japan als *Auf der Suche nach der Weltrepublik* (*Sekaikyōwakoku e*) bereits 2006 veröffentlicht wurde. Karatani, der über zehn Jahre an *Die Struktur der Weltgeschichte* arbeitete, wollte damit die vorläufigen Ergebnisse seiner Arbeit „aus einer starken praktischen Motivation heraus vor der Drucklegung des fertigen Manuskripts der Allgemeinheit zur Verfügung stellen“ (S. 9). Mit der vorliegenden, eigens für das nicht-japanische Publikum erarbeiteten Übersetzung von *Auf der Suche nach der Weltrepublik* bekommt nun zumindest das deutschsprachige Publikum einen Einblick in Karatanis umfangreiches Schaffen der letzten Jahre.

Karatani, dessen Leistungen als postmodern beeinflusster Literaturwissenschaftler bis in die 1990er Jahre mittlerweile im Schatten seiner originellen Marx- und Kant-Interpretation in *Transcritique* (2003), sowie seiner politischen Interventionen gegen „Staat, Nation und Kapital“ mit der „New Associationist Movement“ (NAM) (2000–2003) und zahlreichen Einladungen als Gastredner in der japanischen Anti-Atom-Bewegung stehen dürften, hat sich im vorliegenden Werk in der Tat eine ungeheure Aufgabe gestellt: anstatt die Basis der Gesellschaftsformationen aus der *Produktion* – der Umwandlung der Natur- in Arbeitsprodukte durch Menschen – zu erklären, wie Marx es in seinem Hauptwerk *Das Kapital* unternimmt, versucht Karatani, die gesellschaftliche Basis und ihre historische Entwicklung durch verschiedene *Austauschformen* zu erklären. Marx-Kenner wissen, dass die „Antinomie“ von Produktions- und Zirkulationssphäre zu den Lieblingsthemen neuerer Marxologien gehört, jedoch geht es Karatani zufolge um mehr als um methodologische Spitzfindigkeiten. Mit dieser Neuakzentuierung will er zur Lösung eines Problems beitragen, dem Marx und die Marxisten aufgesessen seien: Karatani zufolge sei der im „Marxismus“ behauptete „ökonomische Unterbau“ eine ideologische Schimäre, die die Eigenständigkeit von Staat und Nation gegenüber dem Kapital ausser acht lasse und zu einer „gefährlichen“ Unterschätzung der sich aus dem Zusammenhang von Staat, Nation und Kapital ergebenden Probleme beigetragen habe. Kapital, Nation und Staat, so Karatani, lassen sich schematisch als ineinandergreifende borromäische Ringe, von Karatani auch „KNS-Ringe“ genannt, symbolisieren. Wer, wie Karatani hofft, „nach praktischen Möglichkeiten such[t], Widerstand gegen Kapital und Staat zu organisieren“ (S. 9), wird in diesem Buch davon unterrichtet, dass die Bedingungen seiner Möglichkeit erst durch die Erkenntnis des inneren Zusammenhangs dieser drei ineinandergreifender Instanzen zutage treten.

Man mag sich fragen, wie sich die zu untersuchende These des „inneren Zusammenhangs“ von Staat, Nation und Kapital in bezug zur *methodischen* Akzentuierung auf die Austauschformen verhält. Von Karatani erfährt man dazu nichts. Entsprechend ungeklärt bleibt, weshalb die historische Analyse verschiedener gesellschaftlicher Austauschformen (anstatt der Produktionsformen) zur richtigen Einschätzung heutiger gesellschaftlicher Probleme – allen voran der Dominanz der „KNS-Ringe“ – beiträgt. Bereits in den Anfangssätzen entsteht der fahle Eindruck, dass dieses Werk die Abgrenzung zum Traditionsmarxismus um ihrer selbst willen betreibt. Wie sehr diese Abgrenzung auch zu begrüßen wäre: ein anderer Weg ist nicht schon deshalb der richtige, insbesondere, wenn er aus den falschen Gründen betrieben wird. Es würde im Rahmen dieser Besprechung zu weit führen, die Probleme einer berechtigten Kritik am Traditions- oder orthodoxen Parteimarxismus zu thematisieren, insbesondere, wenn die stattdessen in Anschlag gebrachte Position nicht minder überholt ist. Denn der Ansatz, die gesellschaftlichen Austauschformen zum zentralen Merkmal der Menschheitsentwicklung zu erklären, lehnt sich an Karatanis Mentor, den durch Marx beeinflussten und weit über Japan hinaus bedeutenden Ökonomen Uno Kōzō (1897–1977) an. Dieser hatte bereits in den 1950er Jahren begonnen, den Austausch oder die Zirkulation zum Zentrum der „Warengesellschaft“ (hier die Einschränkung gegenüber Karatani, der *alle* historischen Epochen auf den Tausch zurückführt) zu erklären, ein Ansatz, der von der Uno-Schule bis heute fortgeführt wird. Im 1950–1952 erschienenem Werk *Keizai genron (Prinzipien der Ökonomie)* unternimmt Uno eine komplette Umstrukturierung der methodischen Architektonik des *Kapital* und verlagert den „Zirkulationsprozess“ schlichtweg an den Anfang der „ökonomischen Betrachtung“, während die Produktionssphäre, mit der Marx *Das Kapital* aus strukturell notwendigen, die Sache in der Methode widerspiegelnden Gründen beginnen lässt, in Teil zwei der *Prinzipien* verbannt wird. Das Thema Produktion wird bereits bei Uno zu etwas Subalternem, bei Karatani vollendet sich die von Uno begonnene Bewegung hin zur vollständigen, mit Vehemenz verteidigten taxonomischen Deklassierung der Produktionssphäre und der ebenso vehement betriebenen ausschliesslichen Fokussierung auf die Zirkulationssphäre oder den Austausch der Waren.

In einem durch eine Tabelle mit zwei Spalten und zwei Zeilen vereinfachten Schema sieht Karatani entsprechend die Geschichte der Gesellschaftsformation als Geschichte der „Austauschform A: Reziprozität (Gabe und Gegengabe)“ hin zur „Austauschform B: Umverteilung (Raub und Umverteilung)“, zur „Austauschform C: Warentausch (Geld und Ware)“ bis schliesslich zu „D: (X)“, einer Austauschform die Karatani zufolge noch nicht etabliert worden ist, als Kantische regulative Idee jedoch am Horizont eines zu verwirklichenden Ideals stehe (S. 26). Dieses Schema wiederum korrespondiere mit den vier verschiedenen Staatsfor-

men „Staatssozialismus (Saint Simon, Lassalle)“, „Wohlfahrtsstaatlicher Sozialismus (Bonaparte, Bismarck)“, „Liberalismus (Klassische Nationalökonomie)“ und „Libertarianischer Sozialismus (Proudhon, Marx)“ (S. 14) und repräsentiere die vier historischen Produkte (in dieser Reihenfolge) Nation, Staat, Kapital und X (S. 27). Das Schema stehe gleichzeitig für eine kontinuierliche Entwicklung der Menschheitsgeschichte von Jägern und Sammlern bis hin zum freien Menschen der „Assoziation“ im Modus des Austausches der ihr Überleben sichernden Produkte.

So weit, so wenig steht mit einer Neubewertung und Neueinordnung reiner Begrifflichkeiten irgendein Erkenntnisgewinn auf dem Spiel. Während jedoch in *Transcritique* noch ein, wenn auch schliesslich sich als irreführend erweisender Erkenntnisgewinn erzielt werden sollte – so verortete Karatani dort die Entstehung des Mehrwerts und schliesslich des Kapitals in der Austauschform des reinen Warentauschs (s. S. 13: „[...] exchange engenders surplus value or capital“) –, weiss man hier nicht einmal mehr, zu was der Fokus auf die Austauschformen unter Ausblendung der Produktionsformen überhaupt gereicht. Mit anderen Worten: Eine bessere Einsicht *in* und *zu* was soll die Geschichte der Austauschformen zeigen? Es würde hier zu weit führen, einen bedeutenden Teil der Geschichte des japanischen Marxismus als Geschichte der Desavouierung des Produktionsbegriffs nachzuzeichnen, es kann jedoch in aller Kürze gesagt werden, dass Karatani sich in diese Geschichte – wohlgerne als Schüler Unos – einreicht.

Auch abgesehen vom fehlenden Zusammenhang zwischen der These und der zu ihrem Beweis ausgeführten Methode bleibt Karatanis Buch im Ganzen schwer verdaulich. Verweise und Querverweise aus teilweise miteinander konkurrierenden Disziplinen geben sich hier die Klinke in die Hand. So fallen Karatani als mögliche Stichwortgeber zur Charakterisierung der urgeschichtlichen Austauschformen „in einem aus mehreren Familien bestehenden Jäger- und Sammlerverband“ (S. 24) die Anthropologie (Lévi-Strauss), die Psychoanalyse (Freud), die Personalphilosophie (Martin Buber), die Soziologie (Braudel), aber auch die Systemtheorie (Wallerstein) ein. Karatani referiert lange Buchseiten zu Freuds Totem-Theorie oder Bubers Ich-Du-Beziehung – was indes diese verschiedenen Denker und Disziplinen zu seiner These beizutragen haben, bleibt dabei im Dunkeln. Dabei ist die These selbst – hier: dass Jäger- und Sammlerstämme nach dem Prinzip der Reziprozität tauschen, durchaus nachvollziehbar. Allerdings scheint es Karatani weniger um ihren Beweis zu gehen als um die wiederholte – fast scheint es, zur *Sicherheit* wiederholte – Behauptung, dass Marx „die Geschichte der Gesellschaftsformen aus der Perspektive der Produktionsweisen“ (S. 57) denke – und dass dies, wie angeblich nun mit Verweis auf Anthropologie, Psychoanalyse und Philosophie gezeigt werden konnte, falsch sei. Marx' Defizit

bestehe darin, die Produktionsweisen „von der Frage her zu betrachten, wer im Besitz der Produktionsmittel“ sei, also von der Frage des Klassenkampfes her, eine Perspektive, die davon ausgehe, dass der gemeinsame Besitz im „Urkommunismus“ (übrigens ein Ausdruck von Engels, den Marx niemals verwendete) wieder hergestellt werde, sobald die besitzlose Klasse ihre Rechte einforderte. Marx unterscheide Karatani zufolge jedoch nicht zwischen nomadischen und sesshaften Clan-Gesellschaften und ignoriere die „Nomadenhaftigkeit (Freiheit), die [die Gleichheit] erst ermögliche“ (S. 57). Dies ist im doppelten Sinne falsch: Marx' Analyse bezieht sich ausschliesslich auf eine Gesellschaft, in der Klassen vorhanden sind – die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft – und lässt sich mitnichten auf transhistorische Zusammenhänge anwenden, wie Karatani uns glauben machen will. Grösseres Unverständnis ruft jedoch Karatani's Behauptung hervor, „dieses (Marxsche) Defizit zu überwinden“ (ebd.). Den Beweis bleibt der Autor schuldig, zumal nicht klar ist, worin das von Karatani angeblich entdeckte Defizit besteht.

Ungenauigkeiten und halbausgereifte Argumente dieser Art sind es, die die Lektüre von *Auf der Suche* so beschwerlich machen. Angelehnt an Wallerstein unterscheidet die Untersuchung weiter nach dem bekannten Schema zwischen „A. Reziprozität/Mini-Weltsysteme“, „B. Umverteilung/Welt-Imperien“, „C. Warentausch/Welt-Wirtschaft (Das moderne Weltsystem)“, „D. X / Weltrepublik“ (S. 38), dessen „regulatives Ideal“ sich die Menschheit anzueignen hätte.

Der Leser, der sich durch einen Blick auf das Inhaltsverzeichnis an dieser Stelle Klärung erhofft, wird enttäuscht: zur Überraschung des mit dem ersten und zweiten Kapitel vertrauten Lesers ist das Werk ab Kapitel 3 in die „weltsystemischen“ Untergruppen der Austauschformen gegliedert (also Mini-Weltsysteme, Welt-Imperien, etc.), anstatt, wie es das Thema des Buches verspricht, in die bereits frühe Gesellschaften strukturierende Form des Austausches. Unvermittelt werden „Mini-Weltsysteme (Kapitel 3)“, darunter „Nomadische und sesshafte Jäger und Sammler“, „Gesellschaftsvertrag“, „Clan-Gesellschaft“ und „Magie und Reziprozität“ neben „Welt-Imperien (Kap. 4)“, darunter „Staat“, „Weltgeld“, „Weltreligion“, „Universalreligion“ und „Das moderne Weltsystem (Kap. 5)“ gestellt. Kapitel 6, „Die Struktur der Wiederholung“ und 7 „Auf dem Weg zur Weltrepublik“ fallen wieder aus dem Rahmen, sofern man unter „Rahmen“ jetzt noch Karatani's Versuch verstehen will, die Menschheitsgeschichte aus den verschiedenen Formen gesellschaftlichen Austauschs zu erklären.

Wenngleich ein die Lektüre erheblich mühevoll gestaltender und nicht leicht zu durchschauender Schematismus die Grundlage des Werks darstellt, sollen im folgenden einige wenige Theoreme zur Sprache kommen, die möglicherweise Karatani's Eingangsthese von den verschiedenen Austauschformen stützen. Dem in Kapitel 4 thematisierten „Weltgeld“ liegt der Warentausch offensichtlich

zugrunde. Karatani zufolge entspricht der Warentausch der „Austauschform C“ und der Struktur der heutigen Gesellschaft, in der die „Kraft des Geldes“ dafür sorgt, dass die Austauschformen A und B, obgleich in früheren Gesellschaften massgebend, verschwinden, und die Austauschform C zur dominanten Form des Austauschs werde. Für seine Ausführung kommt Karatani auch auf die von Marx entwickelte Wertformanalyse zu sprechen, verfehlt aber ihren wesentlichen Sinn und Inhalt: die Arbeitswerttheorie.

Wiederum ist hier auf Karatani's Mentor, Uno Kōzō, zu verweisen, dessen Theorie Karatani aufgreift, ohne dies jedoch kenntlich zu machen. So hatte Uno bereits Ende der 1940er Jahre in teilweise vehementen Debatten um die Rolle der Arbeitswertlehre innerhalb der Wertformanalyse am Anfang des *Kapital* die Relevanz der Arbeitswertlehre bestritten – von Karatani wird diese Ansicht übernommen, ohne dass die im Laufe der letzten 70 Jahre mehrfach geäußerten Kritiken an dieser „Revidierung“ der Arbeitswertlehre zur Sprache kommen oder überhaupt erwähnt werden. Zur Erinnerung: Marx' Analyse der Ware beginnt mit der Herstellung des Zusammenhangs von Ware und Wert – welcher nichts als die „gesellschaftlich durchschnittliche Arbeitszeit“ eines Arbeitsprodukts sei. Dass Waren in erster Linie Arbeitsprodukte sind, Dinge, die ohne menschliches Zutun auch nicht veräusserbar sind, unterschlägt Karatani, als wüchsen Waren wie Birnen am Baum: doch selbst Birnen wollen gepflückt werden, bevor man sie zu Märkten tragen kann. Unter den Bedingungen einer kapitalistischen Produktionsweise bestimmt die Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in einer bestimmten Zeit nach Marx' Werttheorie bekanntlich den Wert der Waren: vollkommen unabhängig davon, ob diese Waren verkauft werden oder nicht. Marx dient diese wichtige Feststellung – die nicht nur in der Geschichte der japanischen Marxlektüre zu so vielen Missverständnissen geführt hat – vorbereitend dazu, den Wert der Ware Arbeitskraft zu bestimmen. Dies betrifft die für Karatani so zentrale Konsumtion, die bei Marx als „Reproduktion der Arbeitskraft“ wesentlich wieder in den Produktionsprozess eingeht. So lange verausgabte Arbeitskraft sich durch die in einer bestimmten Zeit hergestellten Birnen, Kraftfahrzeuge oder Briefetiketten messen lässt, bleibt der Ausdruck des Warenwerts als Arbeitszeit bestehen. Der Warentausch selbst ist nur ein Derivat – wenngleich ein unabkömmliches. So verhilft die Arbeitswertlehre (die in der genannten Form übrigens nicht von Ricardo entwickelt worden ist, wie Karatani fälschlich behauptet, ein weiteres, von Uno kolportiertes Narrativ des japanischen Marxismus) Marx zur wesentlichen Erkenntnis, dass der Warentausch nichts anderes als die *gesellschaftlich notwendige Form* ist, in der Arbeit in Gesellschaften mit kapitalistischer Produktionsweise sich durchsetzt. In einer Gesellschaft, in der privat-arbeitsteilige Produktion herrscht, können die einzelnen Warenbesitzer nicht anders, als ihre Produkte zu tauschen. Dem Warentausch sind die verschiedenen Bestimmungen

kapitalistischer Produktionsweise *vorausgesetzt*, von denen die Arbeitsteilung im Produktionsprozess ein wesentlicher ist (das Lohnsystem, Privateigentum und die Konkurrenz sind andere wesentliche Voraussetzungen).

Aber was ist mit dem Geld? Ist es nicht möglich zu sagen, dass Geld sozusagen der *Grund* für den Tausch ist und der Arbeit ihren bestimmten Wert zuweist? Karatani: „Die abstrakte [. . .] Arbeit als Substanz des Wertes wird nachträglich durch das Geld [. . .] zugewiesen, das aus den miteinander ins Verhältnis gesetzten Waren entsteht.“ (S. 85) Bei Marx jedenfalls verhält es sich genau umgekehrt: das Geld *vermittelt* zufällige Formen vergegenständlichter Arbeit miteinander, es selbst erhält seinen Wert in Übereinstimmung mit der Arbeitswerttheorie erst als „gesellschaftliche Inkarnation menschlicher Arbeit“, als „Maß der Werte“ (MEW 23 (=Marx-Engels-Werke, Bd. 23, Berlin: Dietz-Verlag, 2008, 113). Darum geht es auch im berühmten Fetischkapitel: dass der Wert eine *gesellschaftliche*, keine *dingliche* Größe ist – und doch ebenso exakt zu berechnen. So scheint Karatani selbst dem Warenfetisch anheimzufallen, wenn er sagt, dass „[a]llen anderen Waren [. . .] nicht von vorneherein ein Wert inne[wohne]“ (S. 84) – im Gegensatz zum Geld (sic!). Karatanis Bemerkung „[d]ie Arbeitswerttheorie ist daher für die Betrachtung der Genese des Geldes nicht notwendig“ (S. 85) ist nicht nur falsch, sondern zielt direkt an Marx' zentraler Einsicht in den Fetischcharakter des Geldes als Vergegenständlichung menschlicher Arbeit vorbei, ein Zusammenhang freilich, der „keine Spur“ seiner eigenen Genese zurücklässt (MEW 23, 107).

In einem Erklärungsschema, das die gesellschaftliche Dynamik nicht aus der Perspektive der (kapitalistischen) Produktion erklärt, deren notwendig gesellschaftliche Form die Zirkulation ist, sondern aus der Perspektive der Zirkulation, die die Organisation von Produktionsprozessen ausblendet, ist auch Ausbeutung und die systematische Produktion von Armut kein Thema. Ebenso verhält es sich bei Karatani. Im Unterkapitel „Die Verwandlung des Geldes in Kapital“ – fast gleichlautend mit Kapitel 4 im ersten Band des Marxschen Hauptwerks – erklärt Karatani die Entstehung des Kapitals durch „das grenzenlose Streben nach einem Tauschwert“ (S. 90). Demzufolge müsste jeder, der „grenzenlos“ nach einem Tauschwert „strebe“, Kapital besitzen, ein Kapitalist sein. Dass jemand also arm ist, muss am wenig ausgeprägten Sinn für das Streben nach Tauschwert liegen. Wenig später erfährt man von Karatani jedoch relativierend, dass nicht das Verhalten des Einzelnen, sondern die *Eigenschaft des Geldes selbst* zur Akkumulation von Kapital führt: „Geld hat ein Recht auf den Tausch gegen Waren, aber umgekehrt gilt dies nicht.“ (S. 91). Soweit zur Magie, oder, mit Karatanis Wort, „Kraft“ des Geldes. Anstatt jedoch die Akkumulation von Geld um seiner selbst willen, seine „Selbstverwertung“ ($G - W - G'$) aus der Wertschöpfung im Produktionsprozess zu erklären, bemüht Karatani ein Argument der klassischen Nationalökonomie: damit der Zirkulationsprozess Mehrwert generieren kann, müsse

die Kapitalistenklasse „billig kaufen, [um] teuer [zu verkaufen]“ (S. 92). Vorausgesetzt ist bei Karatani, dass der Austausch zwischen verschiedenen „Wertsystemen“ stattfindet. „Wertsystem“ meint hier nichts anderes, als dass dieselbe Ware je nach „Wertsystem“ unterschiedliche Preise habe, z.B. Tee in Europa und Tee in Asien. Es finde Karatani zufolge ein Tausch von Äquivalenten statt, bei dem der Kaufmann niemanden betrüge. Während diese Form der Wertschöpfung für die Epoche des Fernhandelskapitals bis zum 19. Jahrhundert sich partiell durchsetzen konnte, gilt dasselbe Prinzip keinesfalls für die Wirtschafts- oder Austauschform, die Karatani zu untersuchen doch angetreten ist: den Warentausch im Kapitalismus, der heute uneingeschränkter gilt als in jeder historischen Epoche zuvor. Karatani kann mit dem Motto „billig kaufen, teuer verkaufen“ nicht erklären, wie das *Prinzip* der Kapitalbildung heute möglich ist – egal, ob in einem einzigen Land oder in transnationalen Zusammenhängen.

Dabei ist es Marx zufolge gleichgültig, ob Äquivalente oder Nicht-Äquivalente ausgetauscht werden: wandern 50 Euro aus der Hand des einen Warenbesitzers in die Hand eines anderen, der ihm dafür eine Ware im Wert von 40 Euro tauscht, ändert sich nichts am Gesamtwert der Waren von 90 Euro. „Werden [wie Karatani's These zufolge, EL] Äquivalente ausgetauscht, so entsteht kein Mehrwert, und werden Nicht-Äquivalente ausgetauscht, so entsteht auch kein Mehrwert.“ In einem Wort: „Die Zirkulation oder der Warentausch schafft keinen Mehrwert.“ (ebd. /MEW 23, 178). Dabei will Karatani ja gerade erklären, wie aus Geld *mehr* Geld (Kapital) wird, d.h. wie der Kreislauf $G - W - G'$ möglich ist. Hinzu kommt: das „Geheimnis der Plusmacherei“ (Marx) im Ausnutzen der Unterschiede verschiedener Wertsysteme zu erblicken, findet bei Karatani unter Ausblendung des Aspekts verschiedener *Lohnsysteme* statt. Doch als ahnte Karatani von den Inkonsistenzen seiner im Kapitel „Die Verwandlung des Geldes in Kapital“ gemachten Beobachtungen, findet sich rund 80 Seiten später, im Kapitel „Industrieproletarier-Konsumenten“, eine Ausführung zur Lohnarbeit, die Karatani dem ersten Teil des *Kapital* entnimmt. Hier heisst es nun: „Der Mehrwert im Industriekapital entsteht dank der eigentümlichen Ware Arbeitskraft im Produktionsprozess und zugleich im Zirkulationsprozess“ (S. 162). So kennt man die Marxsche Theorie, die Karatani zunächst vehement in Frage stellt. Marx' Darstellung führt zwar auf komplexere Zusammenhänge hinaus, die hier wiederzugeben nicht der Ort ist – indem Karatani aber im Vorfeld den Schlüssel der Marxschen Analyse kapitalistischer Produktionsweise, die Arbeitswertlehre, wegwirft, muss ihm auch das Tor verschlossen bleiben, das einen Zugang zur Minimalerkenntnis des Zusammenhangs von Arbeitszeit, Reproduktion der Ware Arbeitskraft und Konsum öffnet. Entsprechend ist die von Karatani gemachte „Entdeckung“, dass das „Epochale am Industriekapital [. . .] in der Bildung eines autopoietischen Systems [besteht], in dem der Arbeiter zur Wiederherstellung seiner eigenen Arbeitskraft die durch

diese Ware Arbeitskraft produzierten Waren kauft“ (ebd.) mitnichten eine grosse „Entdeckung“, sondern eine schlichte Folge der Arbeitswertlehre, die von Karatani und der Uno-Schule aber gerade zurückgewiesen wird. Dass Karatani diesen Zusammenhang nun doch aufgreift, zeigt, dass ohne die Arbeitswertlehre auch die von ihm vertretene „Konsumlehre“ nicht begriffen werden kann.

So bleibt in Karatanis Buch das Thema Ausbeutung und Armut unterbelichtet. Niedriger Lohn wird dadurch erklärt, dass das „durchschnittliche Niveau der Arbeitsproduktivität niedrig ist“ (S. 166), eine These, die allen Evidenzen widerspricht, wofür man sich nicht einmal die Textilfabriken in Indien und Bangladesh oder die chinesische Technologie- und Spielwarenindustrie zu Gemüte führen muss. Karatanis Erklärungsmodell hält vor allem jedoch der Tatsache nicht stand, dass der Grossteil der weltweiten Arbeiter und Angestellten die vom Gesamtkapital produzierten Produkte *nicht* einfach zurückkauft, dass im Gegenteil grössere Armut und geringere Kaufkraft dem Wachstum des (Gesamt-)Kapitals keinen Abbruch tun, wie neueste Erhebungen zeigen. Diesem Widerspruch kann Karatani nicht begegnen. So lautet die wichtigste Voraussetzung von Karatanis Konsumlehre: wo das Industriekapital Lohnarbeiter schafft, die, um zu überleben, die von ihnen produzierten Waren kaufen müssen, ist selbstverständlich auch immer Geld vorhanden. Dass die Textilarbeiterinnen einen Warenwert produzieren, der um ein Vielfaches den Wert der von ihnen konsumierten Güter übersteigt: geschenkt. Dass hierbei auch Armut entsteht – so liegt der durchschnittliche Lohn eines Textilarbeiters in Bangladesh bei 30 Euro monatlich, Tendenz sinkend – fällt in Karatanis Analyse unter den Tisch.

Diese Blindheit für reale Verhältnisse läuft auf eine Forderung hinaus, die fernab von politischen oder gesellschaftlichen Analysen zum Ende seines Werks direkt in die höheren Sphären klassischer Philosophie führt: zu Kant und zur „Weltrepublik“. Erst diese versprache das Heilmittel zur Lösung des Problems der interaktiven Machenschaften von Kapital, Nation und Staat – denn, zur Erinnerung, zu eben dieser ruft das vorliegende Werk auf: „Bei Kants ‚Weltrepublik‘ handelt es sich um eine regulative Idee im Sinne eines Indexes, in dessen Richtung die Menschen allmählich voranschreiten. [. . .] Die ‚Weltrepublik‘ bezeichnet eine Gesellschaft, in der die Austauschform D verwirklicht ist. Sie wird wohl niemals existieren, besteht aber als Index fort, dem es sich Schritt für Schritt zu nähern gilt“ (S. 195). Karatani sieht hier die Nähe zum Sozialismus: „Für mich besteht der Sozialismus in der Austauschform D. Er ist [. . .] nur durch die Überwindung [. . .] der KNS-Ringe möglich“ (S. 197). Warum Karatani aber ausgerechnet im – wenn gleich zu reformierenden – UN-System, das zum abschliessenden Thema des Buches wird, die Möglichkeit der Überwindung der KNS-Ringe und somit die als regulative Idee zu verwirklichende „Austauschform D“ erblickt, ist nicht nachvollziehbar. Karatani zufolge stehe die UN der Kantschen Idee der Weltrepublik in

Zum ewigen Frieden von allen Weltorganisationen am nächsten, verbinde sie die Stiftung des Friedenszustands mit der internationalen Kooperation in Militärwesen, Wirtschaft, Medizin, Kultur, Umwelt etc. in einem unabhängigen überstaatlichen Verbund. Damit der Krieg jedoch abgeschafft werden könne – eine wichtige Voraussetzung für die Abschaffung von Kapital und Staat –, sollen die Staaten „auf ihre militärische Souveranität bzw. ihr Militär verzichten, indem sie es als Gabe darbieten“ (S. 246). Für den Austauschmodus D, die Gabe, wären somit die idealen Bedingungen geschaffen. Die UN müsse als institutionalisierter, von allen Mitgliedern anerkannter Ort dienen, in dem „ein Land seinen Verzicht auf Kriegshandlungen verkünden“ (S. 247) könne. Dieser Schritt solle weitere Länder zu freiwilligen Gaben ihres Militärs inspirieren. Zwar konzidiert Karatani die Reformnotwendigkeit des UN-Systems – so müssen auch hier die Austauschformen B und C überwunden werden –, sieht aber in diesem transnationalen Verbund, in Kombination mit den Assoziationen von weltweiten Widerstandsbewegungen gegen Staat und Kapital, allen Ernstes eine Möglichkeit, der Herrschaft der KNS-Ringe etwas entgegenzusetzen. Insgesamt hätte man sich gewünscht, Karatani hätte dem Leser diese erschreckend naiven Schlussbeobachtungen erspart.

Wie erratisch und implausibel das Werk als Ganzes auch ausgefallen sein mag: an der Übersetzungsarbeit liegt es nicht. Martin Roth hat eine gewissenhafte und leicht leserliche Übersetzung angefertigt, die eindeutig positiv hervorzuheben ist. Die Arbeit an der Übersetzung war indes nicht ganz einfach: Da der Text in dieser Form nicht in Japan erschienen ist und parallel zum Entwurf von *Sekaishi no kôzô* entstand, hat Karatani's Manuskript nicht die übliche Prüfung durch den Verlag durchlaufen. Dementsprechend zahlreich waren unvollständige und fehlerhafte Fussnoten und Quellenhinweise, die neben der sprunghaften Arbeitsweise des Autors – so zitierte Karatani nicht selten nur aus dem Gedächtnis oder führte ganze Bücher an, wenn es um einzelne Belege ging – dem Übersetzer erhebliche zusätzliche Arbeit machten. So bleibt nur zu wünschen, dass die geleistete Mehrarbeit des Übersetzers nicht unentlohnt bleibt – und dass Karatani in einem seiner nächsten Bücher das Problem der Produktion als sich notwendig anzunehmendes erkennt.

Elena Louisa Lange: Japanologie, Asien-Orient-Institut, Universität Zürich.
E-mail: elena.lange@aoi.uzh.ch

Michaelsen, Marcus: *Wir sind die Medien. Internet und politischer Wandel in Iran*. Bielefeld: Transcript Verlag, 2013, 352 S., ISBN 978-3-8376-2311-6.

Gegenstand der Arbeit des promovierten Medien- und Kommunikationswissenschaftlers Marcus Michaelsen ist die Rolle des Internets in der politischen Entwicklung der Islamischen Republik Iran. Dabei geht es vor allem um die Nutzung von Onlinemedien durch soziale Akteure, die eine Reform und Demokratisierung des politischen Systems anstreben. Der theoretische Rahmen der Untersuchung wird durch die politikwissenschaftliche Transformationsforschung und die Kommunikationswissenschaft abgesteckt. Die Arbeit geht von der Wichtigkeit von Öffentlichkeit und Medien für die Demokratie aus, wobei die Ansätze der Transformationsforschung und der Kommunikationswissenschaft zur laufenden Debatte über das politische Potential digitaler Medien in Beziehung gesetzt werden. Den Kontext der untersuchten Internetanwendung bildet die politische Transformation Irans mit ihren entscheidenden Rahmenbedingungen, Akteuren und Einflussfaktoren. Diesem Kontext widmet sich der zweite der drei Teile, in welche die Arbeit gegliedert ist. Leitfaden bei der Untersuchung ist die Frage, inwieweit das Internet den Informations- und Meinungs Austausch dieser Akteure sowie die Verbreitung alternativer politischer Vorstellungen fördert und wie sich die Onlinekommunikation auf Struktur, Zusammenhalt und Mobilisierungsfähigkeit der politischen Herausforderer auswirkt.

Die Untersuchung verfolgt das Ziel, einen Überblick über die Bedeutung von Internetanwendungen in den politischen Veränderungen Irans der letzten zehn Jahre zu bieten. Die zeitliche Eingrenzung erklärt sich mit dem Aufschwung, den die Internetnutzung in den politischen Auseinandersetzungen in diesem Zeitraum erfahren hat, wie im dritten Teil deutlich wird. Die Forschungslücke, welche die Arbeit schliessen soll, besteht nach den Worten des Verfassers darin, dass etwa die Wahlproteste von 2009, die in die abgesteckte Zeitspanne fallen, in journalistischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen mit den politischen Wirkungen digitaler Medien oft als Fallbeispiel angeführt werden, die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen sowie die Entwicklung der Internetnutzung in Iran dabei aber kaum berücksichtigt werden; ferner beleuchtet die Forschung zu Iran zwar unterschiedliche Aspekte des Internets und der digitalen Medien im Land, bleibt aber vorwiegend deskriptiv und gibt ihren Analysen selten die notwendigen theoretischen Grundlagen. Diesem Mangel soll die vorliegende Studie abhelfen durch die Verflechtung von Länderexpertise, wie sie in Teil II geleistet wird, mit politik- und kommunikationswissenschaftlichen Ansätzen, die in Teil I behandelt werden.

Michaelsens Untersuchung stützt sich auf die Methoden der qualitativen Sozialforschung, welche die Gesamtheit sozialer Phänomene wie etwa kommuni-

kativen Handelns verstehend rekonstruieren. Das Untersuchungsmaterial ist aus Internettextrn und Interviews gewonnen worden.

Somit ist die Arbeit gemäss dem Autor im Schnittpunkt von Politik- und Kommunikationswissenschaft anzusiedeln. Dieser zweifachen Ausrichtung der Untersuchung entspricht eine Zweiteilung der angestellten theoretischen Vorüberlegungen, denen Teil I gewidmet ist: In einem ersten Abschnitt werden Ansätze der politikwissenschaftlichen Transformationsforschung aufgeführt, mit denen wesentliche Rahmenbedingungen, Einflussfaktoren und Akteursgruppen für den Wandel eines autoritären Systems erklärt werden sollen. In einem zweiten Abschnitt geht es um Medien und Kommunikation in politischen Wandlungsprozessen, wobei die besondere Aufmerksamkeit auf den kommunikativen Handlungen und Bedürfnissen von Akteuren liegt, die eine Veränderung vorherrschender Macht- und Verhältnissen anstreben. Die Erkenntnisse aus diesen beiden Abschnitten werden sodann (S. 92ff.) in die laufende allgemeine Diskussion zu Internet als Mittel von Demokratisierung und politischem Wandel eingebracht.

Teil I enthält einen ausführlichen und sorgfältigen Durchgang durch die verschiedenen Ansätze und Konzepte der Transformationsforschung, die für den iranischen Kontext relevant sind, wie Autoritarismusforschung, Neopatrimonialismus und Zivilgesellschaft. Die Darstellung wird besonders nachvollziehbar dadurch, dass immer dort, wo die Erklärungsgrenzen des einen Ansatzes aufgezeigt werden, der nächste Ansatz, der beansprucht, dessen Erklärungslücken zu schliessen, besprochen wird. So schliesst der Abschnitt über die Rolle der Zivilgesellschaft im Transformationsprozess an die Ausführungen über die Erklärungsgrenzen der Autoritarismusansätze an. Die Darlegung wirkt ausgewogen, indem jeder Ansatz im Lichte der Aussagen verschiedener Forscher, auch einander widersprechender, betrachtet wird. In dem Kapitel über die Rolle der Medien in der politischen Transformation etwa bespricht der Verfasser das Problem von Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit und die in beiden vorkommenden Formen von Hegemoniebildungen unter anderem im Lichte von Habermas' Öffentlichkeitstheorie als auch kritischer Rezipienten seiner Arbeit, z.B. Eleys. Ebenfalls befasst sich Teil I ausführlich mit der Bedeutung von kommunikativem Handeln und Medien in politischen Veränderungsprozessen.

Teil II unterzieht das politische Gebilde, in dessen Transformationsprozess die Rolle digitaler Medien im Lichte der zuvor besprochenen Theorien untersucht werden soll, einer Art Systemanalyse. Auch dieser Teil enthält eine sehr ausführliche und sorgfältige Vorstellung der verschiedenen politisch und sozial relevanten Einflussgruppen in der Islamischen Republik Iran. Nur an einigen Stellen könnten Bedenken aufkommen, dass die Darstellung ins Teleologische abgleite, so etwa, wenn der Autor S. 108 erklärt, die Errichtung einer umfassenden politi-

schen Ordnung im Namen einer islamistischen Utopie in Iran habe zur Folge, dass die Unmöglichkeit, einen funktionierenden Staat allein auf Basis religiöser Interpretation zu lenken, nirgendwo deutlicher werde als hier. Diese Aussage bleibt im vorliegenden Zusammenhang eine bloße Behauptung, die durch keinen im vorigen Teil besprochenen transformationstheoretischen Ansatz gedeckt ist. Sie klingt daher so, als sei die Islamische Republik in den Augen des Autors ihrem Wesen nach zum Scheitern verurteilt. Ausserdem werden an anderen Stellen, so etwa S. 92, politische Transformation und Demokratisierung in Bezug auf die Islamische Republik in einem Atemzug genannt, ganz so, als könne politische Transformation in ihrem Fall nur auf Demokratisierung hinauslaufen. Auch wo der Verfasser S. 111 einen „klerikalen Konziliarismus“, die Konzentration der Entscheidungsgewalt in der Islamischen Republik in einigen klerikalen Führungsgremien, für die Untergrabung der republikanischen Institutionen des iranischen Staatswesens und für die Verhinderung jeglicher demokratischer Entwicklung verantwortlich sieht, wirkt das so, als sei ihm nicht bewusst, dass das Nebeneinander von autoritär-klerikalen und demokratisch-republikanischen Elementen nicht eine Fehlfunktion, sondern eine Funktion des Staatsmodells der Islamischen Republik Iran sei. Würde sich ausserdem, fielen der Einfluss jener klerikalen Institutionen hinweg, in Iran automatisch die Demokratie einstellen? In denselben Zusammenhang gehört die Beobachtung, dass der Verfasser unter politischer Transformation im Falle des Iran offenbar mal Systemveränderung (S. 324), mal Systemwechsel (S. 319) zu verstehen scheint.

Teil III, „Internet und Politik in Iran“, so lässt der Aufbau der Arbeit erwarten, betrachtet das kommunikative Handeln im Internet im Lichte der in den beiden vorangegangenen Teilen ausgeführten transformationstheoretischen und kommunikationswissenschaftlichen Ansätzen und bildet so in gewissem Sinne das Herzstück der Untersuchung. Wenn der Verfasser allerdings S. 225 in einer Bemerkung über die digitale Nachrichtenseite *Emruz* deren Kritik an der Wirtschaft des Landes als eine Möglichkeit der kaum politisierten Kritik an der politischen Führung selbst bezeichnet, so scheint er die eminente Bedeutung von Wirtschaft als Massstab für die Beurteilung von Leistung und Tauglichkeit des politischen Systems in den Augen der Bevölkerung zu übersehen. In einer viel allgemeineren Sicht aber verknüpft Teil III die Nutzung des Internets als Medium des politischen Wandels vielleicht mit Ausnahme der Besprechung der Webseite *Emruz*, deren Behandlung der iranischen Kommunalwahlen von 2006 als Beispiel für Framing von Seiten konfliktbereiter Akteure vorgestellt wird, zu wenig mit den in Teil I und II besprochenen Transformationstheorien und kommunikationswissenschaftlichen Ansätzen und Konzepten. Somit liest sich Teil III über weite Strecken vor allem wie eine akribische und wieder sehr sorgfältig durchgeführte Ereignisgeschichte der Internetnutzung seitens strategischer und konfliktbereiter Gruppen

und Personen in Iran während der letzten zehn Jahre. Aber er betrachtet seinen Gegenstand zu wenig im Lichte der politikwissenschaftlichen Transformationsforschung und der Kommunikationswissenschaft. Die in diesem Teil behandelten Fälle von Internetanwendung seitens strategischer und konfliktbereiter Akteure exemplifizieren zu wenig die in den vorigen Teilen dargelegten Theorien und Konzepte. Hätte der Autor alle anderen Beispiele für die Rolle des Internets im Transformationsprozess ebenso konsequent im Zeichen jener theoretischen Vorüberlegungen abgehandelt, wie er das im Falle seiner Besprechung von *Emruz* und der Kommunalwahlen getan hat, so würde Teil III wesentlich besser in den Gesamtzusammenhang der Arbeit eingebunden wirken. Wenn man ihn als bloße Geschichte der Internetnutzung durch strategische und konfliktbereite Akteure während der letzten zehn Jahre liest, ist er aber auch so ganz nützlich.

Urs Gössen: Institut für Islamwissenschaft und neuere orientalische Philologie, Universität Bern. E-mail: urs.goesken@islam.unibe.ch

Ziltener, Patrick: *Regionale Integration in Ostasien. Eine Untersuchung der historischen und gegenwärtigen Interaktionsweisen einer Weltregion*. Wiesbaden: Springer, 2013, 486 S., ISBN 978-3-531-93470-9.

Patrick Zilteners voluminöses und aufschlussreiches Werk thematisiert die regionale Integration der Weltregion Ostasien von der chinesischen Antike bis zum Anfang des 21. Jahrhunderts. Zilteners „Ostasien“ umfasst die Regionen Nordostasien (China, Japan, Korea, Taiwan und Hongkong) und Südostasien (Philippinen, Vietnam, Laos, Kambodscha, Thailand, Indonesien, Osttimor, Malaysia, Singapur, Brunei), die in den Kulturwissenschaften üblicherweise aufgrund ihrer religiösen Unterschiede als separate Einheiten klassifiziert werden. Vor dem Hintergrund dieser Klassifizierung lautet die Leitfrage des Autors, ob es angemessen ist, statt von zwei separaten Einheiten vielmehr von der Existenz einer „Weltregion Ostasien“ auszugehen (S. 21, 155). Befürworter des methodologischen Kulturalismus weisen auf kulturelle Unterschiede wie verschiedene Religionsysteme (Konfuzianismus vs. Buddhismus/Islam) und Werte zwischen Nord- und Südostasien hin. Verfechter des methodologischen Nationalismus führen dagegen üblicherweise landes- bzw. kulturimmanente Gründe an – gegebenenfalls werden solche Gründe auch erfunden –, um den ökonomischen Aufstieg dieser Länder zu erklären. Laut Ziltener ist „[d]er Aufstieg Ostasiens“ in dieser Perspektive „als ‚Ensemble‘ nationaler institutioneller Modelle und Entwicklungspfade interpretiert und die transnationale regionale Dimension damit vernachlässigt worden“ (S. 164). Zurecht entfernt sich Ziltener von den herkömmlichen methodologischen Ansätzen des Nationalismus und Kulturalismus und vertritt stattdessen die Auffassung: „Die These des Aufstieges Ostasiens als regionaler Integrationsprozess hat große Plausibilität aus einer Weltsystemperspektive, deren Aussage es ist, dass nationale Entwicklung nicht aus sich selbst und durch eine Betrachtung einzelner Länder befriedigend erklärt werden kann“ (S. 165). Im Anschluss an Immanuel Wallersteins Weltsystemtheorie und die politikwissenschaftliche Integrationstheorie definiert er Weltregion als „ein[en] bestimmbar[e(n)] Teil der Welt [...], der zwei oder mehrere Länder, aber nicht alle Länder der Welt umfasst und sich durch eine im Verhältnis zum Gesamtsystem intensivierte Interaktion auszeichnet“ (S. 28). Um die Frage nach der Existenz einer „Weltregion Ostasien“ zu beantworten, setzt er die Methode der Interaktionsanalyse an. Dabei rückt er die Intensivität und Häufigkeit der Interaktion zwischen den betrachteten Ländern in den Vordergrund.

Zur Beantwortung der Leitfrage zeichnet er die Geschichte Ostasiens seit der Entstehung des sinozentristischen Tribut-Handel-Systems zur Zeit der chinesischen Dynastien (Han, Tang, Song) nach. Jede Region weist eine innere Zentrum-Peripherie-Struktur auf. Aufgrund seiner hohen Bevölkerungszahl und

zivilisatorisch-technischen Überlegenheit nahm in Ostasien China bis zur Niederlage der Qing-Dynastie im Opiumkrieg gegen Großbritannien die eindeutige Zentrumsposition ein. Der Beginn des Tribut-Handel-Systems, das 1962 von dem japanischen Sinologen Nishijima Sadao (1919–1998) als internationale Struktur zu jener Zeit vorgeschlagen und beschrieben wurde,¹ ist frühestens in der Zeit der Han-Dynastie anzusiedeln. Gemeint ist damit die Übertragung der innerchinesischen feudalen Beziehung zwischen Kaiser bzw. König und Vasallen auf die internationalen Außenbeziehungen Chinas. Der chinesische Kaiser erkannte die Herrschaft der regionalen Herrscher an, die als Vasallen verpflichtet wurden, dem Kaiser Tribute zu zahlen und in ihrem jeweiligen Herrschaftsgebiet den chinesischen Kalender und die chinesische Jahresrechnung einzuführen. Im Gegenzug erhielten die Vasallenstaaten vom Kaiser Gaben sowie militärische Unterstützung im Fall eines fremden Angriffs. Dieses sogenannte Tribut-Handel-System brachte die Zentrum-Peripherie-Struktur in Ostasien deutlich zum Ausdruck. Jahrhundertlang beherrschte es als äußerst machtvolle und maßgebliche Struktur die innerregionalen Beziehungen in Ostasien. Jedoch „gab [es] auch lange Phasen in der Herausbildung der Region, in der andere Prinzipien dominierten“ (S. 50). So wurde die sinozentristische Struktur hin und wieder von einer euroasiatischen Struktur – etwa infolge der mongolischen Invasion – abgeschwächt. Mit der Unterbrechung durch die *pax mongolica* war jedoch die sinozentristische Struktur von andauerndem Bestand, bis ihr Einfluss mit dem Beginn der westlichen Hegemonie nach dem Opiumkrieg schwand. Vom 17. bis ins 19. Jahrhundert war Ostasien durch die Abschließungspolitik Qing-Chinas, Tokugawa-Japans und Koreas gekennzeichnet. Allerdings bedeutete diese Politik nicht den völligen Verzicht auf internationale Strukturen. Vielmehr war die „Fähigkeit zur Kontrolle der Außenbeziehungen ein Schlüsselement für die Entwicklung und Behauptung von Eigenstaatlichkeit“ (S. 83). Aus dieser historischen Analyse ergibt sich für den Autor die Schlussfolgerung: „Ostasien ist seit mindestens 1700 Jahren Raum intensivierter Interaktionen und gleichzeitig auch Teil des Weltsystems“ (S. 155). Anhand dieser historischen Analyse erhält der Leser einen sehr guten Überblick über die Geschichte der Region, die aus meiner Sicht äußerst zutreffend und umfassend geschildert wird. Ich habe mich zudem gefreut, feststellen zu dürfen, dass die Darstellung auch auf Institutionen und Ereignisse wie das Tribut-Handel-System oder die Fahrten des Admirals Zheng zu Beginn des 15. Jahrhunderts Bezug nimmt, die mich als Ostasiaten durch meine Schulzeit begleitet haben.

1 Nishijima, Sadao (1962): „6–8 seiki no higashi ajia“ [Ostasien im 6. bis 8. Jahrhundert]. In: Ienaga, Saburō et al. (Hg.): *Iwanami kôza Nihon rekishi* [Iwanami-Lektüre: Die Geschichte Japans], Bd. 2. Tokyo: Iwanami.

Anschließend zeichnet Ziltener die Bildung der ostasiatischen Nationalstaaten unter westlicher Dominanz nach und analysiert die Fortentwicklung der Region bis in die Gegenwart. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg brach die regionale Integration Ostasiens zusammen. Doch nach der Entkolonialisierung und den Unabhängigkeitskriegen setzte eine rasante ökonomische Entwicklung ein, in deren Zug die internationale Integration der Region einen Sprung machte. Dennoch, bemerkt Ziltener, findet der Regionalisierungsprozess (Integrationsprozess) in Ostasien seit 70er Jahren „deutlich weniger Aufmerksamkeit“ (S. 163) als parallele Entwicklungen in Europa und Lateinamerika. „Aus integrations-theoretischer Sicht bemerkenswert ist die Tatsache, dass diese wirtschaftliche Reintegration nicht auf der Grundlage formeller Verträge oder regionaler Institutionen zustande kam, und bis vor kurzer Zeit auch keine Bestimmungen in diese Richtung zur Folge hatte“ (S. 148). Das erste Wesensmerkmal der ostasiatischen regionalen Integration ist also das Fehlen formeller Verträge oder regionaler Institutionen. „Die pragmatische Ergebnisorientierung ist ein festes Wesensmerkmal der Regionalisierung in Ostasien; sie wird den Boden bieten für Lösungen, die vielleicht institutioneller Eleganz entbehren, aber sicherlich ihren Zweck, nämlich auf der Basis einer regionalen Arbeitsteilung die Konkurrenzfähigkeit ostasiatischer Unternehmen auf dem Weltmarkt zu sichern, erfüllen werden“ (S. 409). „In Ostasien finden Prozesse statt, die man integrationstheoretisch als *engrenage* und *spill over* bezeichnen kann“ (S. 410), d.h. „alle beteiligten Akteure sind sich der Imperative effektiven Interdependenzmanagements bewusst“ (S.417). Als zweites Wesensmerkmal der Integration Ostasiens nennt Ziltener die Fokussierung auf maritime Wirtschaftsaspekte: „Im Unterschied zu den ‚Kontinentalprozessen‘ Europas, Süd- oder Nordamerikas findet der wirtschaftliche Austausch stärker auf Schiffen statt, und ‚maritime Themen‘ wie die Sicherung der Seewege und die Beilegung von Seegrenzendisputen sind auch in den politischen Gesprächen von großer Bedeutung“ (S. 415). Die Integration auf politisch-institutioneller Ebene erfolgt über ökonomisch intensivierete Interaktionsnetzwerke. 1967 wurde der Verband Südostasiatischer Nationen (ASEAN) gegründet. Die Erweiterung des zunächst aus fünf Ländern bestehenden Zusammenschlusses auf zehn Mitgliedsstaaten erfolgte erst in den 1990er Jahren. 1997 wurde das ASEAN+3-System durch bilaterale Verträge mit China, Japan und Südkorea ins Leben gerufen. Die regionale Kooperation erhielt Aufschwung durch die asiatische Finanzkrise. Der ASEAN-Gipfel findet seit 1997 zusammen mit dem ASEAN+3-Gipfel statt und seit 2005 mit dem Ostasiengipfel. Seit Mitte der 1990er Jahre trägt die Rivalität zwischen Japan und China als wichtigste politische Triebkraft zur regionalen Institutionsbildung bei. Ein am Pragmatismus orientierter Integrationsprozess Ostasiens scheint mir angesichts der Eurokrise seit 2008 erstrebenswerter als die Gründung einer Ostasiatischen Gemeinschaft

nach dem europäischen Integrationsmuster, die der angesehene japanische Wirtschaftsprofessor Morishima Michio (1923–2004; zuletzt London School of Economics and Political Science) seinerzeit so leidenschaftlich vertrat.²

Insgesamt bietet Ziltener einen wertvollen und akkuraten Überblick über die Geschichte und die gegenwärtige Lage der regionalen Integration Ostasiens. Dennoch möchte ich an dieser Stelle auf zwei Schwächen hinweisen. Erstens basiert seine Arbeit hauptsächlich auf Literaturquellen in westlichen Sprachen, insbesondere Englisch. Ein Mangel an regionalen Sprachkenntnissen birgt das Risiko der Einseitigkeit bei der Auswahl und Auswertung von Materialien. Diese Schwäche wird jedoch durch die fachliche Stimmigkeit und die geschulte Methode des Autors kompensiert und erscheint mir daher nicht auf gravierende Weise die Validität seiner Arbeit für die sozialwissenschaftliche Forschung zu schmälern. Die zweite Schwäche ergibt sich aus seiner Theorieauswahl. Die politikwissenschaftliche Integrationstheorie und die Interaktionsanalyse sind bereits in den 1960er Jahren entstanden. Gemessen am gegenwärtigen Stand der soziologischen Globalisierungs- und Weltgesellschaftsforschung sind diese Theorieansätze wenn nicht als „veraltet“, dann doch als „älter“ zu werten. Außerdem konzentriert sich Ziltener im Hinblick auf seine Theoriewahl auf die politische und die ökonomische Integration. Jedoch kann man den Aspekt der Regionalisierung/Globalisierung aus zahlreichen anderen Perspektiven betrachten: Wie verläuft beispielsweise die Integration des Wissenschaftssystems?³ Wie verbreitet ist die internationale Co-Autorenschaft bei wissenschaftlichen Publikationen bzw. bei der Patentanmeldung in Ostasien? Wie eng kooperieren die ostasiatischen Universitäten miteinander? Was lässt sich bezüglich der Studentemigration in dieser Region beobachten? Betrachtet man die Rolle der Massenmedien, ergeben sich weitere Fragen: Inwieweit werden in der Region grenzübergreifend Fernsehserien, Kinofilme und Popmusik konsumiert? Führt die grenzübergreifende Reichweite der Massenmedien zur Vereinheitlichung des Lebensstils und zur Schaffung einer regionalen Identität?⁴ Diese für die Globalisierungsforschung wichtigen Fragen liegen außerhalb des theoretischen Rahmen Zilteners. Der wissenschaftliche Wert seiner umfassenden Analyse der Region Ostasien sollte jedoch nicht unterschätzt werden. Zur besseren Struktur des Buchs wäre ein Sach- und Personenregister hilfreich gewesen. Ich möchte diese Buchbesprechung mit einer Analogie des japanischen Gelehrten Hayashi Shihei (1738–1793)

² Siehe z. B. Morishima, Michio (2010 [1999]): *Naze Nihon ha botsuraku suruka* [Warum geht Japan unter?]. Tokyo: Iwanami.

³ Siehe z. B. Stichweh, Rudolf (2001): *Weltgesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.

⁴ Siehe Morikawa, Takemitsu (2014): „Einleitung“. In: Morikawa, Takemitsu: *Die Welt der Liebe: Liebessemantiken zwischen Globalität und Lokalität*. Bielefeld: Transcript.

beenden. Dessen Vorstellung vom Meer als einem Weg, der die verschiedenen Länder der Welt miteinander verbindet,⁵ findet sich – so scheint es mir – in Zilteners Hervorhebung der Rolle maritimer Themen für die regionale Integration Ostasiens gespiegelt.

Takemitsu Morikawa: Soziologisches Seminar, Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, Universität Luzern. E-mail: takemitsu.morikawa@unilu.ch

⁵ Lederer, Friedrich (Hrsg./Übers.) (2003): *Diskurs über die Wehrhaftigkeit einer Seenation: Kaikoku Heidan von Hayashi Shihei*. München: Iudicium.

